

7. Eine narrative Topologie der COVID-19-Pandemie. Die Fallbeispiele im Vergleich und darüber hinaus

Für das mediale Erzählen der COVID-19-Pandemie, das habe ich in diesem Buch gezeigt, ist die Verortung und räumliche Strukturierung der Ereignisse um SARS-CoV-2 ein wichtiges Ordnungs- und Sinnstiftungsprinzip. In ihren Pandemieerzählungen entwickeln Journalist:innen narrative Topografien, die zwar auf etablierten geopolitischen Abgrenzungen und Lagebeziehungen gründen, die sich vor allem aber auch dadurch konstituieren, wie die Erzähler:innen die thematisierten territorialen Einheiten vor dem Hintergrund der Gesundheitskrise interpretieren, also: in welchen (krisenspezifischen) semantischen Räumen sie diese verorten.¹ In solchen medialen sprachlichen Topografien sind Entitäten wie *Mecklenburg-Vorpommern* oder *Schweden* als narrative, also „poietisch kreierte und semantisierte“ Größen zu verstehen, mit denen Journalist:innen auf konkrete physische, geografische und politische Räume Bezug nehmen und deren diskursspezifische Ausgestaltungen „als Ausdrucksträger kultureller Vorstellungen“ einer gewissen Zeit und eines bestimmten Kontextes fungieren.² In der Gesundheitskrise zeigen sich narrative Raumentwürfe vor allem durch pandemiebezogene Aspekte geprägt, während weitere Bedeutungskomponenten, die in anderen Diskursen zentral sein mögen, häufig zurücktreten.

Mit dem Begriff der *Topografie* rückt dieses erzählerische Moment des Zu- und Beschreibens, überhaupt des *Schreibens* von Räumen in den Blick.³ Während sich mit der Pandemie und den weltweiten politischen Eindämmungsbestrebungen vor allem nationalstaatliche Grenzen weiter festigen und auch innerstaatliche Grenzziehungen an Bedeutung gewinnen, stellen journalistische Pandemieerzählungen auch Verbindungen und semantische Näherrelationen über solche Grenzen hinweg her. Sie schaffen alternative und dynamische Zugehörigkeitsräume.⁴ So liege Deutschland zum Beispiel mit der Schärfe

1 Vgl. Nitsch: „Topographien“, S. 35; Ballhorn: *Israel am Jordan*, S. 90.

2 Neumann: „Raum und Erzählung“, S. 98. Vgl. auch Ryan, Foote u. Azaryahu: *Narrating Space/Spatializing Narrative*, S. 1; Nünning: „Formen und Funktionen literarischer Raumdarstellung“, S. 34.

3 Vgl. Robert Stockhammer: „Einleitung“. In: ders. (Hg.): *TopoGraphien der Moderne. Medien zur Repräsentation und Konstruktion von Räumen*. München 2005, S. 7–21, hier S. 15; Borsò: „Topologie als literaturwissenschaftliche Methode“, S. 279; Schlögel: „Räume und Geschichte“, S. 39; Dünne: „Geschichten im Raum und Raumgeschichte“, S. 18.

4 Vgl. Criser: „Narrative Topographies in Christa Wolf's Oeuvre“, S. 64.

der eingesetzten Maßnahmen „näher bei Schweden als bei Frankreich“; und bewege sich im Laufe der Krise mit der Lockerung bestimmter Regeln sogar noch „weiter in Richtung Schweden“ (S 85). Für Schweden hingegen könne der Kontrast zwischen der eigenen Krisenpolitik und „dem strikten Vorgehen der skandinavischen Nachbarn [...] größer kaum sein“ (S 4) und auch in Hinblick auf das Infektionsgeschehen seien Nachbarländer wie Norwegen „von schwedischen Verhältnissen [...] weit entfernt“ (S 49). Narrative Topografien bringen auch physisch ferne Orte semantisch in enge Verbindung zueinander und entfernen benachbarte voneinander.⁵

Indem Journalist:innen den Gebieten, die sie in ihren Erzählungen thematisieren, wiederholt gewisse pandemiebedingte Eigenschaften zuschreiben und sie dabei in Ähnlichkeits- und Ungleichheitsbeziehungen zueinander setzen, gewinnen bestimmte semantische Räume für die narrative Konstruktion der pandemischen Welt an Bedeutung.⁶ Solche krisenrelevanten Bedeutungsräume erscheinen oftmals durch binäre semantische Oppositionen strukturiert, wie Paul Reuber und Anke Strüver in ihrer Untersuchung zur medialen Berichterstattung nach dem 11. September 2001 zeigen: Im Erzählen von geopolitischen Einheiten fungierten vor allem „die dichotomen und wertenden Abgrenzungszuschreibungen (Grausamkeit – Menschlichkeit; militant – zivilisiert etc.)“ als zwar starres und stark vereinfachendes, aber bedeutendes narratives Ordnungsprinzip.⁷ Mit diesem werde in den medialen Reaktionen auf den 11. September eine „globale[] Topographie des Eigenen und des Fremden“ geschaffen, *eigen* und *fremd* würden zu wesentlichen Strukturkategorien journalistischer Raumerzählungen.⁸ Solche Binäroptionen können für narrative Topografien als essenziell verstanden werden und rücken aus diesem Grund auch ins Zentrum der folgenden Betrachtungen. An dieser Stelle sei aber darauf hingewiesen, dass sie in medialen Erzählungen auch bewusst „zugunsten hybrider Konstellationen aufgelöst“ und über semantische Zwischenräume und Grenzbereiche weiter differenziert werden können.⁹

5 Vgl. Dünne: „Dynamisierungen“, S. 48; Brinks u. Ibert: „Zur Räumlichkeit von Krisen“, S. 51.

6 Vgl. Nünning: „Formen und Funktionen literarischer Raumdarstellung“, S. 42; Gräf u. Hennig: „Corona und Medien“, S. 18.

7 Reuber u. Strüver: „Diskursive Verräumlichungen“, S. 329. Vgl. zur dichotomen Strukturierung auch Lotman: *Die Struktur literarischer Texte*, S. 311–329; Ryan, Foote u. Azaryahu: *Narrating Space/Spatializing Narrative*, S. 38; Gräf u. Hennig: „Corona und Medien“, S. 15 f. u. 18; Pietrzak-Franger, Lange u. Söregi: „Narrating the Pandemic“, S. 6.

8 Reuber u. Strüver: „Diskursive Verräumlichungen“, S. 315.

9 Neumann: „Raum und Erzählung“, S. 101.

Anhand der zuvor präsentierten Krisennarrative zu Mecklenburg-Vorpommern und Schweden arbeite ich in diesem abschließenden Kapitel heraus, nach welchen semantischen Strukturprinzipien und -kategorien Länder und Bundesländer (aber auch andere räumliche Einheiten) in den narrativen Topografien der COVID-19-Pandemie üblicherweise verortet werden. Das gibt Aufschluss über generelle Erzähltendenzen der Pandemie und somit auch über grundlegende Maximen der Gesundheitskrise, die nicht zuletzt medial ausgehandelt und vermittelt werden.¹⁰ Es wird deutlich, welche Kriterien erfüllt sein müssen, damit Krisenakteur:innen mit ihren Strategien als erfolgreich bewertet werden, und welche Eigenschaften und Entwicklungen dazu führen, dass sie vermehrt Kritik erfahren. Die Gesamtheit der essenziellen semantischen Verortungs- und Beziehungsmöglichkeiten, die sich von einer Vielzahl konkreter Erzähltopografien abstrahieren lassen, bezeichne ich dabei als *narrative Topologie*. Im Unterschied zu narrativen Topografien geht es mir bei der Topologie nicht um die konkreten Beziehungen, die im Erzählen zwischen bestimmten Räumen hergestellt werden, sondern um allgemeine Relationsmöglichkeiten, die sich als pandemietyisch ermitteln lassen. Mit dem Begriff der Topografie beziehe ich mich auf konkrete sprachliche Äußerungen, mit dem der Topologie auf die analytische Abstraktion von einer Menge an Äußerungen, die äusserungsverbindende Regelmäßigkeiten anzeigt.¹¹ Dabei konzentriere ich mich auf semantische und weniger im eigentlich topologischen Sinne auf räumliche Beziehungen.

Auch wenn die im Folgenden entwickelte narrative Topologie der Pandemie in erster Linie Aufschluss über Regelmäßigkeiten der untersuchten journalistischen Erzählungen über Mecklenburg-Vorpommern und Schweden gibt, gehe ich davon aus, dass sie auch über die beiden Fallbeispiele hinaus Aussagekraft besitzt und demzufolge ein besseres Verständnis des deutschen Pandemiediskurses und seiner Erzählungen fördert. „Jede Krise“, so argumentieren Verena Brinks und Oliver Ibert,

entfaltet in ihrem Verlauf ein mehr oder weniger komplexes, sich dynamisch veränderndes Netzwerk von Orten der Krisenbetroffenheit und Krisenbewältigung. Jede Krise bringt also eine ihr eigene, spezifische Topologie hervor. Im Zuge einer Krise werden Orte erst zu Orten der Krisenbewältigung und Krisenbetroffenheit, nicht zuletzt auch durch Prozesse der medialen Zuschreibungen.¹²

10 Vgl. ebd., S. 96.

11 Vgl. Günzel: „Raum – Topographie – Topologie“, S. 21–27; Dünne: „Geschichten im Raum und Raumgeschichte“, S. 18; ders.: „Dynamisierungen“, S. 44.

12 Brinks u. Ibert: „Zur Räumlichkeit von Krisen“, S. 51. Vgl. auch Andreas Mahler: „Topologie“. In: Jörg Dünne u. Andreas Mahler (Hg.): *Handbuch Literatur & Raum*. Berlin 2015, S. 17–29,

Brinks und Ibert deuten bereits zwei grundlegende semantische Räume an, die für Krisendiskurse typischerweise bedeutsam sind, so auch für die Erzählungen der Pandemie: den der Krisenbewältigung und den der Krisenbetroffenheit. Ich setze mich für die COVID-19-Pandemie zunächst mit dem zweitgenannten auseinander (vgl. Kapitel 7.1). Den Raum der Krisenbewältigung möchte ich anschließend differenzierter betrachten: In der hier entworfenen narrativen Topologie gliedert er sich in die semantischen Räume der Restriktivität (vgl. Kapitel 7.2), der zeitlichen Position (vgl. Kapitel 7.3) und der Pandemiegemeinschaft(en) auf (vgl. Kapitel 7.4). Im Erzählen von Räumen und Regionen unterscheiden Journalist:innen in Pandemiezeiten vor allem zwischen *stark* und *wenig durch die Krise betroffen*, zwischen *strikt* und *permissiv agierend*, *vorangehend* und *folgend* sowie zwischen *innerhalb* und *außerhalb einer Gemeinschaft der Krisenbewältigung stehend*. Diese semantischen Räume werden mit der zunehmenden Ausbreitung des Coronavirus SARS-CoV-2 schnell zu wesentlichen Strukturprinzipien und Bewertungskriterien in journalistischen Pandemieerzählungen.

7.1 Grad der Pandemiebetroffenheit

Besonders auffällig ist in der medialen Pandemieberichterstattung (und darüber hinaus) die Unterscheidung zwischen Ländern oder Bundesländern nach Infektions- und Todesfallzahlen. Diese lässt sich im Sinne eines ersten semantischen Raums denken, den Erzähler:innen, grob gefasst, in *niedrige* und *hohe* Zahlen und Raten gliedern (vgl. MV 3, 36, 37, 39, 42, 45 u. 50; S 9, 24, 25, 36, 52, 55, 57, 60 u. 66). Erkennbar werden in den untersuchten journalistischen Texten auch die beiden superlativischen Pole der *niedrigsten* und *höchsten* Werte, an denen die Beispielräume Mecklenburg-Vorpommern und Schweden wiederholt verortet werden: Während Mecklenburg-Vorpommern in Deutschland gerade zu Pandemiebeginn als „Bundesland mit den niedrigsten Corona-Infektionszahlen“ gilt (MV 38; vgl. auch MV 5 u. 45), habe Schweden zwischenzeitlich „eine der höchsten Covid-19-Sterberaten der Welt“ (S 18; vgl. auch S 12 u. 78).

Über verschiedene Abstufungen wie *sehr niedrig*, *extrem niedrig* oder *sehr hoch* werden räumliche Einheiten meist aber zwischen diesen Extrempunkten eingeordnet (vgl. MV 39 u. 45; S 52, 55 u. 66). Dabei sind *hoch* und *niedrig*

hier S. 20: „Kognitiv erstellen wir uns so Schritt für Schritt ein topologisches Modell von unserer Welt“.

vor allem relationale Zuschreibungen: In manchen Regionen seien die Zahlen (*viel*) *höher*, in anderen hingegen *niedriger* als anderswo (vgl. S 12, 13, 15, 24, 60 u. 80). Für Erzählungen von deutschen Bundesländern markieren auch landesweite Durchschnitts- oder Richtwerte die immer wieder verschobene Grenze zwischen *hoch* und *niedrig*: Mecklenburg-Vorpommern liege zum Beispiel trotz erhöhter Inzidenzwerte auch im Januar 2021 „noch deutlich unter dem Bundesdurchschnitt“ (Lehmann SPON 1.1.2021; vgl. auch MV 11, 16, 45 u. 50). Aufgrund dynamischer Entwicklungen im Virusgeschehen zeigt sich die erzählerische Verortung von territorialen Einheiten im semantischen Raum der Pandemiebetreffenheit als stetig veränderbar: Länder oder Bundesländer rücken in diesem mit *sinkenden* Zahlen oder *abflachenden* Kurven nach unten, über *steigende*, teilweise *drastisch* oder *dramatisch steigende* Werte nach oben (vgl. MV 11, 22, 23, 41 u. 46; S 10, 16, 18, 21, 31, 32, 38, 55, 72 u. 84).

Über solche Kontrastierungen von *niedrig* und *hoch*, *niedriger* und *höher* beziehungsweise *nach unten* und *nach oben* erscheint dieser erste semantische Raum der Pandemiebetreffenheit auch im eigentlichen Sinne topologisch in ein *Oben* und *Unten* strukturiert. Journalistische Erzähler:innen konstituieren ihn aber auch über Relationsmöglichkeiten, die keiner räumlichen Logik folgen: Ähnlich wie von *hohen* und *niedrigen* Fallzahlen erzählen sie auch von *vielen* und *wenigen* Fällen, von verhältnismäßig *geringen* und den *geringsten* Mengen an Neuinfektionen, von *zahlreichen* und den *meisten* Verstorbenen (vgl. MV 6, 11, 19, 34, 36, 40, 43, 44 u. 47; S 6, 9, 14, 19, 21, 23–25, 29, 32, 36, 49, 50, 53, 56, 66 u. 84).

Die bisher angeführten Beispiele zur Höhe von Infektionszahlen beziehungsweise zur Menge an Infektionen lassen sich im Sinne einer Strukturierung der pandemischen Welt nach *stark* und *wenig durch die Krise betroffenen* Regionen deuten, die von Journalist:innen teilweise auch explizit vorgenommen wird: Es gebe Gebiete, die *besonders stark*, sogar *am stärksten* von der Gesundheitskrise *betroffen* seien, aber auch solche, die „am wenigsten von der Pandemie getroffen“ würden (MV 6; vgl. auch MV 22, 34, 35 u. 42; S 42–44, 47 u. 51). Im deutschlandweiten Vergleich werde die letztgenannte Position wiederholt von Mecklenburg-Vorpommern besetzt (vgl. MV 6), Schweden hingegen sei, international betrachtet, „eines der am stärksten betroffenen Länder“ (S 51). Die Vorstellung von einer starken Betroffenheit findet in der medialen Berichterstattung überwiegend – und zeitungübergreifend – in der Thematisierung von hohen Infektionszahlen beziehungsweise vielen Todesfällen Ausdruck (Beispiel Schweden); die Vorstellung von geringer Pandemiebetreffenheit verbindet sich dementsprechend zumeist mit niedrigen Fallzahlen (Mecklenburg-Vorpommern). Dabei wird Schwedens besondere

Betroffenheit immer wieder als direkte Folge der im Land verfolgten Strategie gezeigt:

Norwegen, Finnland und Dänemark reagierten ähnlich wie Deutschland mit harten Gegenmaßnahmen. Alle vier Länder konnten Zustände wie in Italien verhindern und die Infektionen nach einigen Wochen deutlich senken. [...] Man muss konstatieren: Schweden hat mehr Infektionen zugelassen als seine Nachbarn – und entsprechend mehr Tote. (S 50; vgl. auch S 10–15 u. 80)

In vergleichsweise wenigen der untersuchten journalistischen Texte weisen die Autor:innen darauf hin, dass sich der Grad an Krisenbetroffenheit durchaus auch an einer psychischen und sozialen Belastung bestimmter Bevölkerungsgruppen durch scharfe Eindämmungsmaßnahmen bemessen lasse (vgl. S 70–73), dass auch strikte Regelungen und Beschränkungen gewisse „Spuren [...] hinterlassen“ (S 80) und in Pandemiezeiten nicht nur Infektionszahlen, sondern auch „Suizide oder häusliche Gewalt“ (S 70) stiegen. Die Frage, ob es Schweden angesichts einer weniger restriktiven Krisenpolitik „heute besser“ gehe „als Deutschland“ (S 68), wird im untersuchten Zeitraum medial eher vereinzelt gestellt. Dennoch wird in der Gesamtheit der betrachteten Erzählungen deutlich, dass eine *starke* beziehungsweise *geringe Betroffenheit* durch die COVID-19-Pandemie durchaus auf unterschiedliche Weise bemessen und ausgelegt werden kann. Auch die zum Teil starken Einschränkungen verschiedener alltäglicher Routinen hätten *ihren Preis* (vgl. zu dieser Formulierung S 15, 17, 19, 23, 24, 39, 70, 72 u. 83).

Die denkbare Verortung von Ländern und Bundesländern außerhalb des semantischen Betroffenheitsraums, der so deutlich von Zahlen und Raten geprägt ist, also ihre Charakterisierung als *nicht betroffen*, spielt in den untersuchten Krisenerzählungen kaum eine Rolle. Nur zu Beginn der Ausbreitung von SARS-CoV-2 in Deutschland zeichnet sie sich in wenigen journalistischen Texten ab: „Die Zahl der Corona-Patienten in den Bundesländern steigt täglich. Mittlerweile sind nur noch Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt, Thüringen und das Saarland nicht betroffen“ (o. V. WON 2.3.2020; vgl. auch MV 4). Zu späteren Zeitpunkten im Pandemiediskurs deutet sich eine solche Einschätzung lediglich vereinzelt an, als implizit bleibendes Gegenstück zu „den von der Pandemie betroffenen Ländern“ (S 44) oder „Krisenstaaten“ (S 40), mit denen sich die Erzähler:innen vor allem auf Länder im Süden Europas beziehen. Von diesen wenigen Textstellen einmal abgesehen, wird die Grenze zum semantischen Raum der Pandemiebetroffenheit schnell als überall überschritten gezeigt.

Mit der narrativen Verortung von Gebieten in diesem Raum geht meist ein Werturteil einher, wenn dieses häufig auch implizit bleibt. Mit Zuschrei-

bungen wie *niedrig* und *hoch*, *wenig* und *viel* werden in der medialen Berichterstattung oftmals auch solche wie *gut* und *schlecht*, *positiv* und *negativ* vorgenommen. Eine „niedrige[] Zahl von Krankheitsfällen“ und wenige Neuinfektionen werden zum Beispiel als „ausgesprochen positiv“ bewertet (MV 37), eine hohe Zahl an COVID-19-Toten hingegen als „verheerend“ (S 14), als „Desaster“ (S 17). Es gebe *gute Zahlen* und solche, die sich *verschlechtern* (vgl. MV 4; S 79). Schweden stehe „[m]it einer 14-Tages-Inzidenz von fast 580“ gegen Ende des ersten Pandemiejahrs „schlechter da als Frankreich, Spanien oder Großbritannien“ (S 30); und auch Deutschland sei zu dieser Zeit „nicht besser“, sondern gehe, zumindest was die Sterblichkeit unter den Älteren im Land betrifft, „den schwedischen Weg“ (S 87). Die Position, die einem Land oder Bundesland medial im semantischen Raum der Krisenbetroffenheit (zumeist in Orientierung an Infektions- und Todesfallzahlen) zugewiesen wird, ist demnach entscheidend dafür, ob der jeweilige Raum in Zeiten der Gesundheitskrise positiv oder negativ bewertet beziehungsweise als erfolgreich oder unerfolgreich betrachtet wird.

7.2 Restriktivität der Pandemiepolitik

Neben der narrativen Strukturierung der pandemischen Welt nach Ländern und Regionen mit hohen und solchen mit niedrigen COVID-19-Fallzahlen gründen journalistische Pandemietopografien häufig auch auf einer Unterteilung in „Länder mit harten Maßnahmen (u. a. Spanien und Deutschland) und solche[] mit wenigen Einschränkungen (u. a. Schweden und Südkorea)“ (S 72). Staaten mit *hartem* Kurs, *strikten* Beschränkungen oder *strengen* Regelungen werden von solchen mit *lockerem* Vorgehen oder *freizügigen* Vorgaben abgegrenzt (vgl. MV 1, 12–14, 19, 29, 43, 48 u. 55; S 2, 4, 9, 11, 15, 18, 20, 21, 23, 34, 38, 49, 50, 57, 72, 81, 82 u. 85). Auch dieser semantische Raum der Restriktivität, der für journalistische Pandemieerzählungen überaus bedeutsam ist, zeigt sich relational strukturiert und überaus dynamisch. So gebe es geografisch-politische Territorien mit „überdurchschnittlich strengen Regeln“ wie beispielsweise Mecklenburg-Vorpommern (S 57; vgl. auch MV 13) und solche, in denen „weniger strenge“ (S 15), im Falle von Schweden sogar „die schwächsten Maßnahmen“ weltweit eingesetzt würden (S 37). Während bestimmte Regelungen in manchen Gebieten im Laufe der Krise weiter *verschärft* würden, *lockerten* die Entscheidungsträger:innen in anderen Regionen die dortigen Beschränkungen nach einiger Zeit wieder (vgl. MV 14, 19, 25, 32, 40, 44, 46, 52, 58 u. 60; S 21, 33, 34, 36, 71, 76, 83 u. 85).

Wo ein Land oder Bundesland narrativ in diesem Restriktivitätsraum verortet wird, hängt demnach entscheidend vom Zeitpunkt des Erzählens ab. In den journalistischen Texten zu Mecklenburg-Vorpommern werden hierbei mit der Zeit deutliche Veränderungen erkennbar: vom gerade zu Pandemiebeginn häufig thematisierten „rigiden Abschottungskurs“ des Bundeslandes (MV 5) bis hin zur medialen Verhandlung von „Lockerungen [...]“, die über die Regelungen anderer Bundesländer hinausgehen“ (MV 37). Von Schweden hingegen festigt sich schnell das Bild eines Landes mit „Laissez-faire-Ansatz“ (S 84). Wie stark solche Charakterisierungen dabei auch von den jeweils gewählten Vergleichswerten abhängen, zeigt die Verortung Deutschlands im semantischen Raum der Restriktivität: Das Land wird gerade in Abgrenzung zu Schweden von vielen Journalist:innen als Beispiel für strikte Vorgehensweisen angeführt (vgl. S 4, 23, 31, 33, 50, 53 u. 72), andere Autor:innen geben wiederum zu bedenken, dass auch Deutschland im weltweiten Vergleich „keinen harten Lockdown“ habe; und somit von Schweden gar nicht allzu weit entfernt liege (S 85; vgl. auch S 83 u. 87).

Aus der Feststellung eines gewissen Restriktivitätsgrades allein ergibt sich in der medialen Berichterstattung noch keine eindeutige Einschätzung von *richtig* und *falsch*, *gut* und *schlecht*: „Die eine richtige Lösung im Umgang mit der Corona-Krise gibt es nicht“ (S 70) und lange wisse niemand, was sich am Ende als richtig erweisen werde (vgl. S 4, 71 u. 79). Dennoch sind die journalistischen Restriktivitätseinordnungen oftmals stark konnotiert und transportieren zumeist eine kritische Bewertung vergleichsweise permissiver Ansätze: Einschätzungen wie *leichtsinnig*, *leichtfertig* oder *unvorsichtig* werden mit Vorstellungen von *Sorgfalt* oder *Vorsicht* kontrastiert (vgl. MV 43, 47 u. 55; S 54, 81, 82 u. 87). Diese Bewertungen hängen (neben der rechtlichen Zulässigkeit, vgl. MV 5, 12 u. 66) vor allem von der Höhe der Infektions- und Todesfallzahlen im entsprechenden Gebiet ab. Der semantische Restriktivitätsraum zeigt sich im journalistischen Erzählen eng an den der Pandemiebetroffenheit gebunden (vgl. Kapitel 7.1). Ob ein Ansatz *gut* *gehe* beziehungsweise *gut* *laufe*, *klappe*, *funktioniere* und *erfolgreich* oder aber gerade *nicht zielführend*, sogar *gefährlich* sei (vgl. MV 22, 25 41, 48, 49 u. 55; S 1, 2, 4, 49, 62, 67, 68, 72, 79 u. 85), wird insbesondere an den Folgeentwicklungen im Infektionsgeschehen bemessen (vgl. auch MV 56): Während die „relativ langsame Ausbreitung des Virus in Schweden“ im März 2020 noch als denkbarer „Beleg dafür“ gesehen werden könne, „dass Anders Tegnell mit seiner defensiven Strategie nicht ganz falschliegt“ (S 58), wird die schwedische Krisenpolitik bereits einen Monat später angesichts der stetig steigenden Zahl an Verstorbenen vom selben Autor (Christian Stichler) als möglicherweise „gescheitert“ verhandelt (S 22). Es

komme in der Pandemie darauf an, Infektionen zu *verhindern*, Todesfälle nicht *zuzulassen*, es zu *schaffen*, Zahlen und Raten erfolgreich zu *senken*, zumindest zu *stabilisieren* (vgl. MV 47; S 35, 49 u. 50) – und „Schweden sei praktisch das einzige Land der Welt“, das solche Bemühungen nicht zeige (S 31).

Auch andere Diskursakteur:innen orientierten sich in ihrer Einschätzung von Pandemiestrategien am jeweiligen Infektionsgeschehen: „Mit der steigenden Kurve wächst auch die Kritik im Land“ (S 38; vgl. auch S 10, 11, 15, 51 u. 80). Auf Grundlage solcher (politischen, wissenschaftlichen, gesellschaftlichen) Bewertungen teilen journalistische Erzähler:innen räumliche Einheiten auch in Regionen mit *kritisierten*, *umstrittenen* und *irritierenden* Vorgehensweisen und Gebiete mit *befürworteten* oder *gefeierten* Strategien ein (vgl. MV 1, 14, 17, 19, 23 u. 49; S 10, 15, 26, 28, 38, 39, 51, 55, 76, 80 u. 81).

In diesem Zusammenhang rücken die medialen Pandemieerzählungen zu Schweden einen weiteren narrativ bedeutsamen Gegensatz in den Blick: In Schweden gebe es nicht nur „keinen strikten Lockdown“ (S 9); dort gebe es überhaupt keinen Lockdown (vgl. S 9, 12, 22, 54, 68 u. 85). Dass gegen die Ausbreitung des Coronavirus ein Lockdown beziehungsweise verpflichtende Regelungen und verbindliche Verbote durchgesetzt werden, erscheint im Journalistischen immer wieder als eine Art pandemiepolitischer Standard. Ein Abweichen von diesem Vorgehen wird entsprechend hervorgehoben, sodass Schweden in vielen narrativen Topografien eine präasente Position zugewiesen bekommt: „Das Land hatte mit seinem Umgang mit der Pandemie für Aufsehen gesorgt, als sich die Regierung im Frühjahr gegen einen Lockdown entschied“ (S 54). Über Negationen wie „keinerlei Ausgangsbeschränkungen“ (S 2), „keine Kontaktsperrung wie in Deutschland“ (S 31) oder „kein Lockdown“ (S 68) wird Schweden in vielen Texten auch auf syntaktischer Ebene als vom Regelfall abweichend gezeigt.

Mit dem für Restriktivitätszuschreibungen zentralen Begriff des *Lockdowns* (seltener: *Shutdown*), der seine Entsprechung im Deutschen vielleicht am ehesten im *Herunterfahren* findet, lässt sich auch dieser zweite semantische Raum im Sinne einer tatsächlich topologischen Struktur von *(he)runter* und *hoch* deuten. Diese kommt jedoch nur in wenigen der untersuchten Artikel explizit zum Ausdruck: Zum Beispiel lasse sich der Tourismus an der deutschen Ostseeküste im Frühjahr 2020 „nur behutsam und schrittweise wieder hochfahren“ (MV 10), in Norwegen sei das „öffentliche Leben“ mit positivem Effekt für das dortige Infektionsgeschehen „runtergefahren“ worden (S 49; vgl. auch S 75). Wichtiger erscheinen die ebenfalls begriffsimmanenten topologischen Kategorien von *offen* und *geschlossen* (vgl. MV 1–3, 11, 16, 17, 19, 21,

29, 37–39, 43, 45, 47–49, 55 u. 64; S 2, 4, 5, 8, 9, 14, 20, 31, 35, 51, 62, 64–66, 70–72, 74, 80 u. 85). In Pandemiezeiten werden territoriale Einheiten erzählerisch stetig auch in Hinblick darauf charakterisiert, ob und wie lange ihre Grenzen, Schulen und Kindergärten, ihre Gastronomie, Geschäfte und Hotels, Museen, Kinos und Theater zur Eindämmung des Virus geschlossen und wann sie wieder geöffnet würden. Der Vergleich zwischen den medialen Erzählungen zu Mecklenburg-Vorpommern und denen zu Schweden zeigt, dass Erstere häufig auf dynamische Öffnungshandlungen hinweisen: Es könne *noch nicht wieder geöffnet* werden, erste *Schritte der Öffnung* könnten gegangen werden (vgl. MV 2, 19, 21, 37, 38, 43, 45, 55 u. 64). In Zweiteren überwiegen hingegen Zustandsbeschreibungen: *offen bleiben*, *offen lassen*, *weiterhin geöffnet* (vgl. S 2, 4, 5, 14, 20, 31, 51, 62, 66, 70, 71 u. 80). Die journalistischen Erzähler:innen markieren also für Schweden eine Kontinuität zwischen präpandemischer und pandemischer Zeit; wobei die Thematisierung weiterhin offener Schulen, Restaurants oder Geschäfte aufgrund ihrer Außergewöhnlichkeit im Pandemiekontext erheblich an Erzählwürdigkeit gewinnt (vgl. Kapitel 2.3). Indem das Offene in der Gesundheitskrise für viele gesellschaftliche Bereiche zur Ausnahme, das Geschlossene zum Regelfall wird, findet eine grundlegende Bedeutungsverschiebung in der semantischen Ordnung von *offen* und *geschlossen* statt: „Anders als die restlichen europäischen Länder hatte Schweden in der Corona-Krise keine Ausgangsbeschränkungen angeordnet und auch die meisten Schulen offen gelassen. Die Strategie ist umstritten“ (S 51). Und doch bleibt der normative Begriff der *Normalität* weiterhin dem Offenen vorbehalten – denn diesen Zustand gelte es langsam wiederherzustellen: „In Dänemark sind die Schulen und Kitas wieder ganz normal geöffnet“ (S 65; vgl. auch MV 48; S 62, 70, 73 u. 81). Eine Zeit lang sei aber vielmehr die Frage angebracht, „[w]ie viel Normalität“ in der Pandemie überhaupt ermöglicht werden könne (MV 48).

Somit verhandeln Journalist:innen über die Verortung von Krisenakteur:innen im semantischen Restriktivitätsraum auch grundsätzliche Prinzipien, die einander im Pandemiediskurs immer wieder gegenübergestellt werden: Einigen sei „etwas weniger Normalität und mehr Gesundheitsschutz lieber“ (MV 48), andere sähen das anders. Das Offene (und Normale) wird zum einen mit Freiheiten und psychischem Wohlbefinden assoziiert, zum anderen aber vor allem auch mit Leichtsinn und fehlender Vorsicht. Das Geschlossene steht in den journalistischen Erzählungen vor allem für ein Schutzversprechen; auch wenn es wiederholt mit negativ anklingenden Formulierungen wie *sperren*, *abschotten* oder *ein- beziehungsweise beschränken* einhergeht (vgl. MV 1, 2, 3, 4, 5, 14, 16, 17, 22, 23, 32, 41, 42, 43, 45, 49 u.

57; S 2, 5, 6, 7, 11, 12, 14, 18, 31, 34, 51, 53, 62, 69, 72, 73, 83 u. 86). Dass sich nur in einzelnen der untersuchten Texte eine ausschließlich freiheits- beziehungsweise normalitätsbefürwortende Haltung erkennen lässt, zeugt davon, wie stark die medialen Pandemieerzählungen zeitungübergreifend auf den Gesundheitsschutz fokussieren und demnach meist eine gewisse „Alternativlosigkeit“ (S 72) strikter Beschränkungen vermitteln.

7.3 Zeitliche Position in Pandemieverlauf und -politik

Geografisch-politische Räume werden in journalistischen Pandemieerzählungen auch nach temporalen Aspekten (ein-)geordnet und verortet. Journalist:innen weisen räumlichen Einheiten hinsichtlich gewisser Entwicklungen sowohl im Virusgeschehen als auch in der Pandemiepolitik bestimmte Positionen in zeitlichen Abfolgen zu. So breite sich SARS-CoV-2 in manchen Ländern oder Bundesländern besonders *schnell* oder *rasant*, in anderen wiederum vergleichsweise *langsam* aus (vgl. MV 22 u. 41; S 10 u. 58). Für die Verbreitung des Coronavirus wird üblicherweise ein wellenförmiger Verlauf, also aufeinanderfolgende Anstiege und Rückgänge von Infektionen, angenommen. Schweden beispielsweise stehe im April 2020 „noch am Anfang“ einer ersten Infektionswelle (S 7), manche sehen Deutschland gut vier Monate später „bereits mittendrin“ in einer zweiten (MV 46). Über diese temporale Ordnung, die der Logik verschiedener Infektionswellen folgt, werden die regionalen Unterschiede, die zu einem bestimmten Zeitpunkt beobachtet werden können, erzählerisch in eine zu durchlaufende zeitliche Abfolge eingepasst (vgl. MV 22, 46 u. 54; S 7, 17, 33, 57, 69 u. 75). Dabei wird wiederholt der Eindruck erzeugt, dass manche Länder oder Bundesländer anderen zeitlich voraus beziehungsweise hinterher seien, „depending on their comparative position within global COVID-19 trajectories.“¹³ Schweden sei es „nicht gelungen, die Infektionen so schnell einzudämmen wie die Nachbarländer“ (S 35), in Deutschland könne die Infektionskurve in Regionen „mit niedrigen Infektionszahlen wie Mecklenburg-Vorpommern“ verhältnismäßig schnell abgesenkt werden, „stark betroffene Regionen wie Sachsen bräuchten dagegen bis zu vier Wochen länger, um auf vergleichbare Werte zu kommen“ (MV 42). Mit solchen Annahmen über einen festen zeitlichen Verlauf werden auch denkbare zukünftige Entwicklungen beschränkt: Die imaginierte temporale

13 Wang, Zou u. Liu: „Territorial Traps in Controlling the COVID-19 Pandemic“, S. 156. Vgl. auch Brice: „Charting COVID-19 Futures“, S. 273 f.

Sequenz steuert stets auf ein Abflachen der Infektionskurve und, im weiteren Kontext, ein Ende der kritischen Entwicklungen zu.¹⁴ Früh in der Pandemie werden Krisenakteur:innen mit der jeweiligen Pandemiepolitik medial daran gemessen, inwieweit es wahrscheinlich erscheint, dass die verfolgte Strategie „am Ende aufgeht“ (MV 10; vgl. auch S 23, 70 u. 71).

Im medialen Erzählen ist vor allem aber auch die Geschwindigkeit von Bedeutung, mit der bestimmte Entscheidungen getroffen und Maßnahmen zur Krisenbewältigung eingesetzt beziehungsweise wieder aufgehoben werden. Mancherorts setzten Verantwortliche vergleichsweise *früh* oder gar *von Anfang an* auf gewisse Regelungen und Strategien, Entscheidungen seien dort bereits vor einiger Zeit gefällt worden, Beschränkungen könnten schnell wieder aufgehoben werden (vgl. MV 3, 26, 37, 43, 49, 52, 53, 59, 61, 63 u. 66; S 15, 49 u. 70). Letzteres werde vor allem aufgrund niedriger Infektionszahlen möglich: „Mecklenburg-Vorpommern will angesichts geringer Corona-Neuinfektionen schon in der Woche vor Pfingsten auch Auswärtigen wieder Urlaub an der Ostsee erlauben“ (MV 43). In anderen Regionen gebe es vergleichbare Möglichkeiten zum selben Zeitpunkt (noch) nicht (vgl. MV 2, 8 u. 13; S 7 u. 29). In der deutschen Krisenberichterstattung werden vor allem die Bundesländer immer wieder in eine temporale Ordnung gebracht, zum Teil über konkrete zeitliche Angaben. Es gebe einerseits Bundesländer, die Entscheidungen als erstes oder bisher einziges getroffen hätten, die *voranpreschten* und *vorlegten*, und andererseits jene, die *folgten* oder *nachzögen*:

Mecklenburg-Vorpommern war [...] mit Sachsen eines der ersten Bundesländer, die eine Maskenpflicht eingeführt haben. Am Montag folgte Bayern, am Dienstag Baden-Württemberg, Sachsen-Anhalt, Schleswig-Holstein, Thüringen, Hamburg, Berlin und Hessen. (MV 57; vgl. auch MV 1, 17, 22, 37–39, 42, 43, 46, 48, 49, 52, 53, 57 u. 60–66; S 4 u. 23)

Mit vielgenutzten Formulierungen wie dem *Voranpreschen* und *Hintenliegen*, mit Erzählungen von *Fortschritten* und *Spitzenreiter:innen*, der *Spitze* oder dem *Mittelfeld* bringen Journalist:innen zeitliche Differenzierungen auch über räumliche Vorstellungen zum Ausdruck. Der in Pandemiezeiten oftmals entstehende Eindruck eines *Wettlaufs* zwischen verschiedenen Krisenakteur:in-

14 Doreen Massey beschreibt diese Beschränkung vorstellbarer zukünftiger Entwicklungen auch für Globalisierungserzählungen: „Globalisation, told in this way, is like the old story of modernity. Once again it convenes spatial difference into temporal sequence, and thereby denies the possibility of multiple trajectories; the future is not held open“, aus: *For Space*, S. 87.

nen (vgl. MV 22) wird durch solche wiederkehrenden narrativen Anordnungen auch medial gestärkt:

Bei Impfstand und -tempo pro tausend Einwohner ist Mecklenburg-Vorpommern nicht weit weg von Großbritannien, lange der gelobte Spitzenreiter in Europa. Würden die übrigen 15 Ministerpräsidenten so rasant impfen lassen wie die oft belächelte Manuela Schwesig (SPD), dann lägen wir auf Platz zwei in der EU und nicht im hinteren Mittelfeld. (MV 58; vgl. auch MV 37, 43, 60 u. 62–65; S 86)

Dabei werden verhältnismäßig schnell agierende Akteur:innen journalistisch aber nicht zwangsläufig positiv bewertet. Während es mit Entscheidungen zwar *schnell gehen* solle und bestimmte Eindämmungsmaßnahmen *möglichst zügig* beziehungsweise *früh* umzusetzen seien (vgl. MV 31, 33, 43, 52 u. 60–64; S 26 u. 74), würden in manchen Bundesländern vor allem Lockerungsbeschlüsse *zu früh* und *zu schnell* getroffen (vgl. MV 10, 47, 49 u. 66; S 81). Somit lässt sich der semantische Raum der zeitlichen Positionierung für journalistische Krisenerzählungen nicht losgelöst von den beiden zuvor beschriebenen betrachten: Angesichts neuer Infektionen (Betroffenheit; vgl. Kapitel 7.1) sei es für eine „Entwarnung“ und entsprechende Öffnungen (Restriktivität; vgl. Kapitel 7.2) in der Pandemie lange „noch zu früh“ (S 81).

7.4 Pandemiegemeinschaft(en)

Neben dem Grad der Betroffenheit (vgl. Kapitel 7.1), der Restriktivität der Krisenpolitik (vgl. Kapitel 7.2) und der zeitlichen Einordnung (vgl. Kapitel 7.3) charakterisieren journalistische Erzähler:innen Länder wie Schweden und Bundesländer wie Mecklenburg-Vorpommern in Pandemiezeiten auch in Hinblick darauf, ob sie in Übereinstimmung mit anderen Krisenakteur:innen handeln oder nicht, ob sie andere in ihren Vorhaben stützen oder ihnen entgegenstehen. In der medialen Berichterstattung werden regelmäßig Darstellungen von *Einigkeit*, *Einheit* oder *Verbrüderung* mit solchen des *Abweichens* und *Ausscherens* kontrastiert (vgl. MV 16, 21, 22, 24, 25, 30, 35 u. 41; S 31–33, 41, 42 u. 44–48). Dabei erscheinen jene Regionen, die von einem gewissen politischen Konsens, aber auch von einer vergleichbaren Entwicklung des Infektionsgeschehens, abweichen, als markierter und somit besonders erzählwürdiger Fall: Sie *tanzten aus der Reihe*, *muckten gegen andere auf*, *machten nicht mit* (vgl. MV 20 u. 29; S 32, 40, 41, 44, 47 u. 48).

Das ist für beide gewählten Beispielräume zu beobachten. Die deutsche Berichterstattung zu Schweden ist in Zeiten der Gesundheitskrise stark von der Vorstellung eines schwedischen *Sonderwegs* geprägt, da viele Journalist:in-

nen das Land gerade für seinen „radikal anderen Weg in Sachen Corona“ anführen (S 80; vgl. auch S 4–6, 9–11, 14, 15, 17–19, 22, 33 u. 83). Der historisch geladene Begriff des *Sonderwegs* (vgl. Kapitel 5.3) suggeriert, dass es einen Weg gebe, nämlich den Weg restriktiver Krisenpolitik, der in Pandemiezeiten üblicherweise eingeschlagen werde. Schweden hingegen komme aufgrund der dortigen Pandemiestrategie eine gewisse Einzigartigkeit zu: Während die übrige „Welt“ stillstehe, sei es „praktisch das einzige Land der Welt, das nicht alles unternehme, um die Ausbreitung des Virus zu stoppen“ (S 31). Auf diese Weise entwickeln Journalist:innen in ihren Erzählungen verschiedene Gruppen von Ländern: Es gebe Länder, die alles dafür täten, SARS-CoV-2 einzudämmen, Staaten, „in denen die Ansteckungszahlen vergleichsweise gering“ seien (S 56), Länder, die „das Tragen eines Mund-Nasen-Schutzes zur Eindämmung des Coronavirus empfehlen“ (S 33), Staaten die „auf die WHO hören“ (S 39) und so weiter. Den narrativen Fokus legen sie dabei häufig gerade auf jene (wenigen) Länder, die all das nicht täten und somit außerhalb dieser Gruppierungen zu verorten seien – im Falle von Schweden oftmals auf Schweden allein.

Schweden stehe sowohl mit einer permissiven Krisenpolitik als auch den steigenden Infektionszahlen im Land vor allem außerhalb einer europäischen und insbesondere nordeuropäischen beziehungsweise skandinavischen Gemeinschaft; die medialen Vergleiche und Abgrenzungen werden selten in tatsächlich globalem Umfang vorgenommen. Gerade die Nachbarländer grenzten sich bewusst von Schweden ab: Das Land werde „aufgrund seiner vielen Coronavirus-Fälle von seinen skandinavischen Nachbarländern zunehmend isoliert“ (S 36). Von einer „Einigkeit der skandinavischen Länder in Krisenzeiten ist im Falle von Corona wenig zu spüren“ (S 31; vgl. auch S 4, 6, 9, 11–13, 18, 19, 23, 34, 35, 38, 49, 50, 80 u. 84). Yohann Aucante bringt diese medialen Beobachtungen folgendermaßen auf den Punkt: „The Nordic family divided“.¹⁵ Selbst als Mitglied des Länderverbundes der *Frugalen Vier* wird Schweden in Coronazeiten im Zuge der EU-Debatte um Wirtschaftshilfen vornehmlich in einer Gegenposition zu den anderen Akteur:innen der Europäischen Union gezeigt: Genauso wie Dänemark, Österreich und die Niederlande nehme das Land in diesem Zusammenhang keinen zentralen Platz in einer solidarischen europäischen Hilfgemeinschaft ein (vgl. S 40–48).

15 Aucante: *The Swedish Experiment*, S. 78.

Auch für Mecklenburg-Vorpommern schreiben Journalist:innen im Kontext von Diskussionen um (*bundes-*)*einheitliche* Krisenregelungen vereinzelt von einem dort verfolgten *Sonderweg* (vgl. Kapitel 5.3). Zeigten sich manche Bundesländer besonders „bundestreu“ (MV 19), verzichteten die Ministerpräsident:innen anderer Länder „auf Absprachen“ (MV 17), darunter Manuela Schwesig. Auch wenn die Regierenden sich darauf geeinigt hätten, „die Bekämpfung des Coronavirus im Wesentlichen in die Hände der Bundesländer zu legen“ (MV 35; vgl. auch MV 21, 25, 40 u. 41), strebten viele von ihnen im Verlauf der Krise wiederholt „einheitlichere Regelungen“ an (MV 14; vgl. auch MV 17, 18 u. 25) und kritisierten unabgestimmte Vorgehensweisen. Solche werden auch von Journalist:innen selbst gelegentlich hinterfragt: „Warum beraten Bund und Länder, wenn einzelne Ministerpräsidenten danach ausscheiden?“ (MV 24; vgl. auch MV 14, 15, 17, 19, 22, 23, 25 u. 50)

Solche Gemeinschafts- und Einheitlichkeitsvorstellungen finden vor allem auch in journalistischen Verhandlungen von Eindämmungsmaßnahmen Ausdruck, die sich durch ihre Abgrenzungs- und Ausschlussmechanismen auszeichnen; allen voran die vorgenommenen Grenzsicherungen auf unterschiedlichen politischen Ebenen. Diese werden in den untersuchten Texten zumeist dann als legitim bewertet, wenn es sich um nationalstaatliche Außengrenzen handelt und ihre Schließung dem Schutz vor hohen Fallzahlen aus dem Ausland dienen soll: „Kein Wunder, dass Dänemark, Finnland und Norwegen derzeit zögern, die geschlossenen Grenzen für einreisende Schweden wieder zu öffnen – man fürchtet den Import neuer Coronafälle“ (S 35; vgl. auch S 4, 34 u. 36). Die potenzielle Bedrohung durch die starke Betroffenheit eines anderen Landes scheint in diesen Fällen schwerer zu wiegen als die Idee transnationaler Pandemiegemeinschaft(en). Diese durch Grenzsicherungen und Einreiseregulungen verstärkte Trennung zwischen den Räumen *Inland* und *Ausland* wird erzählerisch stetig bekräftigt, wobei auch einer Unterscheidung zwischen *EU* und *Nicht-EU* beziehungsweise *innerhalb* und *außerhalb Europas* besondere Bedeutung beigemessen wird (vgl. MV 58; S 4 u. 56).

Wenn an diesem Morgen die ersten 150.000 Schülerinnen und 13.000 Lehrerinnen in Deutschland wieder in die Schulen zurückkehren – Schülerinnen, die im Urlaub vielleicht auf Mallorca waren, in der Türkei oder in Ägypten, schaut das ganze Land zu. Bringen sie das Virus mit? (MV 46; vgl. auch MV 25; S 34–36, 56, 60, 70, 80 u. 86)

In Pandemiezeiten schließen aber „nicht nur Nationalstaaten ihre Grenzen“ (MV 1). Auch Mecklenburg-Vorpommern verfolge über verhältnismäßig strikte Einreisebeschränkungen „einen rigiden Abschottungskurs“ (MV 5) – und gerät mit diesem wiederholt in die Kritik. Journalistische und andere Kriti-

ker:innen scheinen vor allem deshalb Anstoß an den inländischen Reiseregungen zu nehmen, weil mit den Einschränkungen zwischen deutschen Staatsbürger:innen unterschieden wird: „Aber an den Bundesländern Grenzen hochziehen und zu sagen, die einen dürfen sich mal einen Tag am Meer von ihrem Alltag in der Wohnung erholen und die anderen nicht – das geht zu weit. Wohin soll das führen?“ (MV 1; vgl. auch MV 2, 3, 5–12, 14, 15, 17, 23, 43 u. 45).

Somit wird der Fokus der deutschen Krisenberichterstattung einerseits auf nationale Pandemiegemeinschaften gerichtet: Abgrenzungen von Ländern mit hohen Infektionszahlen erscheinen angemessen, verstärkte innerdeutsche Grenzziehungen hingegen weniger. Andererseits wird medial die Bedeutsamkeit von internationalen Absprachen und Kooperationen hervorgehoben – zumindest zwischen europäischen Ländern. Für die narrative Charakterisierung von geopolitischen Räumen ist in Zeiten der Gesundheitskrise auch entscheidend, ob diese *innerhalb* oder *außerhalb* einer kooperativ, zumindest vergleichbar agierenden Gruppe von Akteur:innen verortet werden können. Entsprechend lässt sich auch der letzte hier verhandelte semantische Raum mithilfe einer tatsächlich topologischen Strukturierung veranschaulichen.

7.5 Gegen eine „Verengung der Welt“:¹⁶ Fazit III und Schlussbemerkungen

Die erarbeitete narrative Topologie weist darauf hin, dass die untersuchten journalistischen Raumerzählungen der COVID-19-Pandemie im Grunde über wenige wesentliche Strukturprinzipien funktionieren: Die semantische Verortung von Mecklenburg-Vorpommern und Schweden – und das lässt sich auch auf die narrative Verhandlung von anderen geografisch-politischen Räumen übertragen – bemisst sich vorrangig an der Höhe der Infektionszahlen, an der Restriktivität der eingesetzten Maßnahmen, am Zeitpunkt bestimmter Virusgeschehnisse und politischer Handlungen und an der Kooperation beziehungsweise Übereinstimmung mit anderen Krisenakteur:innen. Da alle Pandemieerzählungen in einem gewissen Sinne auch als Raumerzählungen betrachtet werden können (lassen sich die globalen Verbreitungswege des Coronavirus, die weltweit erlassenen Mobilitätsbeschränkungen und die verschiedenen verfolgten Krisenstrategien doch ohne eine konkrete Verortung kaum verhandeln), sind die herausgestellten Erzählprinzipien auch über meine Untersuchungen hinaus für pandemiebezogene Analysen aufschlussreich.

16 Gräf u. Hennig: „Die Verengung der Welt“.

Während ich die narrativen Prinzipien zuvor deskriptiv abgesteckt habe, möchte ich dieses Buch mit einer kritischen Einordnung der grundlegenden semantischen Räume medialer Pandemietopografien beschließen. Das große diskursive Potenzial, das Krisenerzählungen in Momenten der Unentschiedenheit insofern entwickeln können, als sie potenziell Platz dafür schaffen, verschiedene Vorgehensweisen zur Überwindung kritischer Entwicklungen abzuwägen und „immer auch andere Alternativen zuzulassen“ (vgl. Kapitel 2.5),¹⁷ zeigt sich im hier untersuchten Textkorpus medialer Pandemieerzählungen wenig ausgeschöpft. Zwar machen die zahlreichen journalistischen Texte zur permissiven Pandemiestrategie in Schweden ein großes mediales Interesse an der dortigen Krisenpolitik deutlich; diese wird medial aber selten im Sinne einer tatsächlichen Alternative zur Vorgehensweise in Deutschland diskutiert. Auch Ernst Mohr konstatiert am Beispiel Schweden, dass „[e]chte Politikalternativen [...] im Gegensatz zu den täglichen Inzidenzzahlen und der Situation auf Intensivstationen kein Dauerthema in den Nachrichten“ seien.¹⁸

Vor allem die von Mohr genannten „täglichen Inzidenzzahlen“ etablieren sich in den ersten Monaten mit dem neuartigen Coronavirus als wesentlicher Orientierungswert, der das Erzählen von der Gesundheitskrise fortan entscheidend prägt. Die Möglichkeit, Länder oder Bundesländer nach der Höhe der Infektions- und Todesfallzahlen zu kategorisieren, wird zum vorherrschenden Strukturierungsprinzip journalistischer Raumerzählungen der COVID-19-Pandemie (vgl. Kapitel 7.1). Verschiedene (nationale und internationale) Krisenstrategien werden in der Berichterstattung vorrangig daran gemessen, wie gut es mit ihrer Hilfe gelinge, die Fallzahlen zu senken beziehungsweise auf einem niedrigen Niveau zu halten. Die in einem bestimmten Gebiet nachgewiesenen Werte werden häufig in einen direkten kausalen Zusammenhang mit der dort verfolgten Pandemiepolitik gestellt: hohe Zahlen zumeist mit permissiven, niedrige hingegen typischerweise mit restriktiven Vorgehensweisen. Weitere Gründe für die Entwicklungen im komplexen Infektionsgeschehen werden medial verhältnismäßig selten diskutiert. Gleiches gilt für alternative Indikatoren für den Erfolg beziehungsweise Misserfolg eines Ansatzes. Eher vereinzelt führen Journalist:innen in den ersten Pandemiejahren zum Beispiel die psychische oder soziale Belastung von verschiedenen Bevölkerungsgruppen als aussagekräftiges Anzeichen für eine hohe Krisenbetroffenheit und entsprechende Schwächen im Pandemiemanagement

17 Koselleck: „Krise“, S. 626.

18 Mohr: *Tod und Tabu*, S. 32.

an.¹⁹ Zwar wird die Pandemie von Beginn an als Krise aller gesellschaftlichen Bereiche gezeigt, meist überwiegen in der medialen Berichterstattung aber ihre gesundheitlichen Gefahren und Herausforderungen doch deutlich. Der Schutz von Leben und körperlicher Unversehrtheit wird als wenig verhandelbarer Grundsatz schnell (und durchaus zu Recht) ins Zentrum der narrativen Aufmerksamkeit gerückt, medial im weiteren Verlauf der Pandemie aber erst einmal selten weiter reflektiert.²⁰

Eine bestmögliche Viruseindämmung als oberstes Ziel zu setzen und die Verbreitung des Virus dafür möglichst genau nachzuverfolgen, bildet dabei schon lange vor der COVID-19-Pandemie den Kern des Erzählens von Epidemien und Pandemien. Das zeigt neben der tradierten Praxis des *disease mappings* (vgl. Kapitel 2.7) vor allem Priscilla Walds zuvor angeführtes *outbreak narrative* (vgl. Kapitel 2.6), das, wie andere Krisenerzählungen auch, der Auflösung des Kritischen entgegenstrebt (vgl. Kapitel 2.5) – und das Kritische ist in Pandemiezeiten zunächst einmal in der Ausbreitung des ansteckenden Virus zu sehen: „The outbreak narrative [...] begins with the identification of an emerging infection, includes discussion of the global networks throughout which it travels, and chronicles the epidemiological work that ends with its containment.“²¹ Angesichts etablierter und orientierungsgebender Erzählweisen von Pandemien und Krisen erscheint es wenig verwunderlich, dass ein Fokus auf Ansteckungszahlen und strikte Maßnahmen zur Viruseindämmung in Zeiten von COVID-19 immer wieder als alternativlos gezeigt wird. Der Einsatz restriktiver Regelungen erreicht in politischen, wissenschaftlichen und eben auch in medialen Erzählungen schnell den Stellenwert nicht nur eines weitreichenden pandemiepolitischen Konsenses, sondern auch einer politischen Handlungsnorm. Dabei sollten gerade Journalist:innen politische Entscheidungen, Handlungen und Normen reflektieren, diskutieren und auch denkbare Alternativen und Gegenentwürfe in die Debatten einbringen. Dafür werden in der medialen Berichterstattung durchaus Erzählräume geschaffen. Und doch bleibt festzuhalten, und in einer rückblickenden gesamtgesellschaftlichen und kritischen Auseinandersetzung mit der Coronapandemie zu berücksichtigen, dass eine überwiegende Mehrheit der journalistischen Erzählungen vornehmlich der politischen und wissenschaftlichen Argumentation

19 Vgl. auch Gabriel: „Das Virus als soziale Entität“, S. 138.

20 Vgl. auch Ute Frevert: „Corona-Gefühle“. In: Bernd Kortmann u. Günther G. Schulze (Hg.): *Jenseits von Corona. Unsere Welt nach der Pandemie – Perspektiven aus der Wissenschaft*. Bielefeld 2020, S. 13–20, hier S. 20.

21 Wald: *Contagious*, S. 2.

einer zu priorisierenden Viruseindämmung folgt. Diese zeitungsübergreifende Übereinstimmung lässt sich in Rückgriff auf Dennis Gräfs und Martin Hennigs Studie vom Beginn der Pandemie als zweifelhafte „Verengung der Welt“ und „Ausblendung“ der „anderen gesellschaftlich relevanten Gemengelagen“ bewerten (vgl. Kapitel 1.2), durch die weitere Schwerpunktsetzungen und abweichende Haltungen in den Hintergrund rücken.²²

Diese Beobachtung muss auch in Hinblick auf die Frage bewertet werden,

welche Rolle man Nachrichtenmedien in Krisen wie dieser Pandemie zuschreibt. Gehört es auch in einer Pandemie wie dieser zu den Aufgaben der Medienberichterstattung, Kritiker und negative Nebenfolgen von aus Sicht der Pandemiebekämpfung wünschenswerten Maßnahmen zu thematisieren, auch wenn dies möglicherweise die gesellschaftliche Akzeptanz dieser Maßnahmen mindert? Oder ist die Bekämpfung der Pandemie hier so offensichtlich vorrangig, dass der Grundsatz einer vielfältigen und ausgewogenen Berichterstattung außer Kraft gesetzt werden kann oder sogar muss?²³

Der journalistischen Maxime einer vielseitigen und differenzierten Berichterstattung muss gerade auch in Krisenzeiten gefolgt werden. Sie wird in der COVID-19-Pandemie aber auch keinesfalls gänzlich „außer Kraft gesetzt“; darauf deuten die durchaus vielfältigen medialen Charakterisierungen von Schweden und Mecklenburg-Vorpommern hin, die ich in diesem Buch erarbeitet habe. Dennoch lässt sich insbesondere in den journalistischen Erzählungen über die permissive schwedische Krisenstrategie und die hohen Infektions- und Todesfallzahlen im Land ein starker und starrer erzählerischer Konsens erkennen.

Dabei werden Konsens und Einigkeit, auch das zeigt die deutliche mediale Schwedenkritik in Deutschland, selbst zum grundlegenden und leitenden Prinzip im Erzählen von der Pandemie. Immer wieder wird ein schwedisches Abweichen, ein schwedischer *Sonderweg*, medial hervorgehoben und kritisch eingeordnet. Für die erzählerisch entworfenen Pandemiegemeinschaften (vgl. Kapitel 7.4) sind vorrangig vergleichbare Vorgehensweisen und gemeinsame Ziele, aber auch ein ähnlicher Grad an Krisenbetroffenheit konstitutiv. Der Blick ins Ausland scheint gerade dann lohnend, wenn er die Strategie des eigenen Landes bekräftigt. Transnationale Einigkeit gibt auch Sicherheit für das eigene Vorgehen. Die schwedische Alternative hingegen stellt eine restriktivere Krisenpolitik infrage, wie sie zum Beispiel in Deutschland verfolgt wird – so

22 Gräf u. Hennig: „Die Verengung der Welt“, S. 15. Vgl. auch dies.: „Corona und Medien“, S. 21 f.; Gabriel: „Das Virus als soziale Entität“, S. 138.

23 Maurer, Reinemann u. Kruschinski: „Einseitig, unkritisch, regierungsnah“, S. 5.

lange jedenfalls, bis sie aufgrund von hohen Fallzahlen als gescheitert gedeutet werden kann.²⁴

In Uneinigkeit und vielfältigen Reaktionen liegen durchaus Möglichkeiten für einen nuancierten auch kommunikativen Umgang mit Geschehnissen, die weithin als krisenhaft bewertet werden. Anders als Mohr, der für eine solche Differenzierung einen Bruch mit dem „gesellschaftliche[n] Tabu des verbotenen Sterbens“ für notwendig erachtet,²⁵ sehe ich ein wichtiges Mittel kritischer Reflexion vor allem in einem Abweichen vom starken Fokus auf das eigene Vorgehen und unbedingte Einigkeit. Eine Offenheit für pandemiepolitische Unterschiede kann auch internationales und „interkulturelles Lernen“ bedeuten, wie es Christoph Barmeyer und Julia Ricart Brede für die Überwindung von globalen Krisen für unbedingt erforderlich halten;²⁶ und das auch Steinmeier in seinen frühen Videobotschaften zur Pandemie betont (vgl. Kapitel 1).²⁷ Erzählerisch veranstaltete und ausgetragene Wettbewerbe zwischen verschiedenen politisch-territorialen Einheiten tragen nicht dazu bei.²⁸ Trotz einer internationalen Orientierung ist der Umgang mit der COVID-19-Pandemie letztlich stark im Vergleichenden, im Nationalstaatlichen und Eigenen verhaftet. In den erarbeiteten Narrativen zu Schweden und Mecklenburg-Vorpommern deutet sich zwar ein transformatives Potenzial der Pandemie für die Art und Weise an, wie von konkreten geopolitischen Räumen erzählt wird. Grundsätzliche räumliche Ordnungsprinzipien wie die des Nationalstaats aber werden erzählerisch selten infrage gestellt (vgl. Kapitel 2.7).

So berücksichtigen journalistische Erzähler:innen in Deutschland in ihren transnationalen Betrachtungen auch vorrangig europäische Pandemiegemeinschaften und ziehen narrativ immer wieder Grenzen zwischen Europa und der restlichen Welt (vgl. Kapitel 7.4). Kooperation und Solidarität dürfen in Zeiten zunehmender und vielfältiger globaler Krisen aber nicht nur bis zu den europäischen Außengrenzen reichen.²⁹ Das gilt nicht nur für die COVID-19-Pandemie und folgende Gesundheitskrisen, sondern für alle globalen Herausforderungen der Gegenwart, die auch als solche verstanden werden müssen: für die verheerenden Folgen der Klimakrise, für die immer neuen Kriege,

24 Vgl. auch Mohr: *Tod und Tabu*, S. 32.

25 Ebd., S. 15. Vgl. auch S. 191.

26 Barmeyer u. Ricart Brede: „Kulturbedingte Unterschiede“, S. 60 u. 71 f.

27 Vgl. Steinmeier: „Videobotschaft“, 16.3.2020 u. 26.3.2020.

28 Vgl. auch Gabriel: „Das Virus als soziale Entität“, S. 141.

29 Vgl. auch Al-Bagdadi: „Grenzerfahrungen“, S. 286 f.

für wankende freiheitliche Demokratien und die entsprechend zunehmenden Vertreibungen und Fluchtbewegungen.³⁰ Der deutliche politische und mediale Fokus auf den notwendigen Schutz von Leben und Gesundheit zeigt nicht zuletzt, dass wichtige Grundsätze in der Krisenkommunikation gestärkt und als nicht verhandelbar ausgezeichnet werden können. Das muss in Zukunft auch stärker für internationale Solidarität gelten.

Im Grunde habe auch ich in diesem Buch von Anfang an eine eurozentrische Perspektive gestärkt, indem ich als Fallbeispiele für meine Untersuchung journalistischer Raumkonstruktionen in Zeiten der globalen COVID-19-Pandemie ein deutsches Bundesland und einen nordeuropäischen Staat gewählt habe. Für Mecklenburg-Vorpommern und Schweden konnte ich pandemiespezifische Erzählweisen herausstellen, die etablierten Raumimaginationen entgegenstehen (vgl. Kapitel 5.8 u. 6.10). Ob vergleichbare Veränderungen aber auch in den Erzählungen von Räumen erkennbar würden, die in der deutschen Berichterstattung erheblich weniger präsent sind und weit weniger differenziert verhandelt werden, bleibt abschließend fraglich.³¹ Gerade in Anbetracht der grundlegenden Unterscheidungen zwischen Nord und Süd sowie Europa und Nicht-Europa, die in den untersuchten medialen Texten anklingen, sind weiterführende Auseinandersetzungen mit narrativen Raumkonstruktionen in Krisendiskursen erforderlich, die das Verständnis von den erzählerischen Strukturierungen der zunehmend krisengeprägten Welt weiter vertiefen. Für solche Vorhaben können die hier angestellten theoretischen und methodischen Überlegungen, meine Ausweitung des Greimasschen Aktantenmodells für narrative Diskursanalysen mit Krisenfokus und die erarbeiteten Erzählprinzipien der narrativen Pandemietopologie eine wertvolle Grundlage bilden. Dabei ist die Untersuchung von Erzählungen und Diskursen im Kontext globaler Krisen gerade auch dann aufschlussreich, wenn der analytische Blick über die vertrauten Räume hinausreicht.

30 Vgl. auch Blühdorn: „Das Virus der Nicht-Nachhaltigkeit“, S. 238; Bergmann: „Learning from Failure“, S. 136 f.

31 In seiner Untersuchung zu medialen „Afrika-Repräsentationen“ zeigt Lukas Adolphi zum Beispiel, wie im Erzählen vom afrikanischen Kontinent auch in Pandemiezeiten „hegemoniale Artikulationen reproduziert“ und „subversives Potenzial eingedämmt“ werden, aus: „BILD dir dein Afrika“, S. 54. Vgl. auch Al-Bagdadi: „Grenzerfahrungen“, S. 291.

